

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Das lächerliche Herz.

Von Paul W. Eisold.

Unter den vielen, vielen Namenlosen, die allmorgens das große Warenhaustor verschluckte, war auch Sonja. Täglich geschah das gleiche: der Pfortner lehnte mißmutig neben seinem Häuschen, achtete darauf, daß jede Arbeitsbiene getreulich ihre Marke entnahm, und schloß dann das große schwere Tor, das gefühllos knarrte und nur für die Zuspätkommenden sich widerwillig wieder öffnete. War eben noch auf der Straße mit dem Kommen der Mädchen ein Hauch von Frühling und Freude, von Lachen und Lust gelegen, mit dem Knarren des Tores war alles in harte, breite Kälte und Strenge verwandelt.

Nabezu fünfzehn Jahre hatte Sonja ihr karges Lebenskämmerchen alltäglich durch Frühling und sonnenvolle Tage hinter das große Tor getragen, unermüdetlich und unbitter. Ja, auch unbitter!

Sie war sich kaum dessen bewußt. Die Jahre liefen lautlos eines hinter dem anderen her, die ewige Gleichheit ließ letztlich nur ein kleines Häuschen Sehnsucht und einen Berg Resignation zurück; das Schicksal von *Wahnsinn!* So gina die Maschine mit unheimlicher Selbstverständlichkeit gleiche Tour, von keinem Föhnwind des draufenden Lebens gestört, beglückt, daß den stillen Leich der Entfugung kein Rudererschlag eines wuschvollen Bootes in Unruhe versetzte.

Und doch: auch Sonja war einst im Märchenwalde ihrer Kindheit brennend gestanden. Hatte Blumen und Wolken im Wind ihrer Hände vereinigt, war lähn auf den tausend Rossen der Phantasie durch den Weltraum gestreift — bis an des Nachbarhauses hohen Gartenzaun. Aber die lächelnde Leichtgläubigkeit und die strahlende Unbeschwingtheit anderer Kinder ging ihr nicht ein: mit ernstesten Gesichtern wuchsen die Märchengestalten auf, ein strenger und herber Schein umfloss sie: es schien, als hätten sie schon die Leisen, aber desto schrecklicheren Schleier ewiger Resignation umfungen.

In der Enge und Kleinheit des Elternhauses lernte Sonja frühzeitig sich bescheiden. Verne alles neidlos sehen und die große Kunst, sich aus wenigem eine für sie große und schöne Welt zu bauen und — festzuhalten. Sie sah auch kaum über den Umkreis der Märchengestalten hinaus. Die Welt dahinter mit ihren tausend Herrlichkeiten und ihrem herrlichen Tausenderlei Klang nur durch die Instrumente der ernstesten Märchengestalten sie an und fiel ihr wieder ab, ohne das Kleid zu berühren. So mochte es geschehen, daß Sonja frühzeitig die Kammböschung eines gereisten, geklärten und beschaulichen Lebensanschauens erreichte, daß sie unbitter und mit einem beinahe übermenschlichen Maße von Resignation das graue Gesicht der ewig gleichen Tage schaute.

Sie hatte sich durch Treue und Fleiß das Vertrauen ihrer Vorgesetzten erworben. Stand gewissenhaft einer Abteilung des großen Bienenstocks vor und war ausgeföhnt und zufrieden in dem Gedanken, ihre Pflicht zu tun und sich anerkannt zu sehen. Mit ihren Kolleginnen pflegte sie wenig Gemeinlichkeit, meist waren sie um vieles jünger als Sonja und wußten nur von Tanz und Vergnügen. Da geschah es wohl manchmal, daß eine harte Kälte — oder war es Haß? — ihr aufkam, daß plötzlich ihr kunstvoller Bau seine mit Tränen und Herzleid geteilte Größe verlor und bedenklich zitterte. Dies zu vermeiden, schloß sich Sonja ab: So war das Leben leichter.

Da war in den Tagen wachsenden Frühlings eine seltsame Veränderung mit Sonja geschehen. Nicht, daß sie nicht immer gut und einfach angezogen gegangen wäre, hegte sie auf einmal mehr Sorgfalt auf ihre Kleidung. Weile lang sie vor sich hin, und ihre nicht eben mehr jungen und gleichen Jüge verschönte ein fernes, nach innen erschlossenes Lächeln. Ja, sie sprach nun öfter mit den Kolleginnen, ließ sich von ihnen über ihre sonntäglichen Vergnügungen erzählen und verriet sich sogar einmal, als sie sagte, dahin wolle sie auch mit ihnen gehen. Gleich darauf aber ritten die feuerroten Reiter einer bacchischen Schar über ihr Gesicht und taten so nach mehr kund, was ihr Mund bisher verschwiegen. Die Mädchen sicherten und stießen sich an. Sonja aber schwamm in einer süßen Blindheit und schien wie aus sich selbst herausgefallen in den Frühling, der überall draußen um Hecken und Bäume wehte

So nahm ein Tag des vergangenen Gesicht an, ja, verschönte sich und wurde immer inhaltsvoller, bis einer das Fest brachte, zu dem Sonja mit ihm gehen sollte. Aber in dieser Erwartung ruderte eine böse Angst, eine bittere Finsternis und fraß die Seligkeiten fast auf: die bunten Vögel der Eitelkeit hockten auf Sonjas Schultern und sicherten und küßerten. Da war das Kleid nicht schön genug und jenes nicht genug „jugendlich“ (ja, auch hinter den verblassten Photographien der Jugend suchte sich das aufgeschreckte Herz zu finden), und zum ersten Male wuchsen unter dem Kornfeld der kleinen Rot die Blumen gelben Neides auf. Und mit dem Neide wackelte mit kleinem Finger ein Schreckliches und Böses an dem festgefüglten Bau der Ehrlichkeit, und als dieser kleine Finger sich ein wenig einhalten konnte, stürzte mit einem Ruck alles zusammen, und gleichend, lockend lag das Land: da war an ihrem Verkaufsstand eine Bluse, die ihr schon lange aus der Unzahl der Waren aufgefallen. Sonja überdachte ihre Barschaft und rechnete: es langte nicht! Dann wollte sie sich das Geld borgen, jedoch im nächsten Augenblick lachte sie sich selbst aus: wer sollte es ihr geben? Da überrann es sie sieberheiß: wenn sie nun gleich . . . nein, nein, das wäre ja Diebstahl . . . wenn sie nun diese Bluse selber borgte. Jäh war sie etwas erleichtert. Was war ein vortrefflicher Gedanke! Kein Mensch würde so etwas davon erfahren. Sie würde die Bluse am nächsten Morgen wieder an ihren Platz legen und — nichts wäre geschehen.

Anfangs erschraf sie vor diesem Gedanken. Ihr ganzes Innere sträubte sich, und fast wäre sie hingegangen und hätte dem Chef ihr Vorhaben verraten. Aber — — dann schwenkten die jungen Birken eines neuen Lebens so berauschend ihre grünen Schleier über sie hin, daß sie trotzig und durch diese Reaktion wieder ein Stück die Straße abwärts geschleudert, immer mehr mit der Tat rechnete und für deren unauffällige Ausführung alles vorzubereiten begann.

Nun waren alle Schranken gefallen! Die Kasse einer jahrelangen Zurückhaltung gingen im Sturm aus den engen Estäfen, und die höchsten Maße der Freude und Begeisterung schmückten sich mit bunten Wimpeln. Wie im Fieber verlichtete Sonja ihre Garderobe, fast hätte sie den Spiegel mitgenommen, um jedes Fältchen und jedes Wädchen in Ordnung halten zu können. Es war etwas Komisches um diesen sich als Frühling gebärdenden frühen Herbst, um diese kranke Eitelkeit eines alten Mädchens.

Und dann stand dieses braufende Herz auf der braufenden Straße, ein bis zum Rande überschäumender Becher von Hoffnung, Freude, Sehnsucht, Glücksverlangen und leiser Angst. Stand und stand — und die Minuten rannen zu Viertelstunden, schließlich zu einer Stunde. Und mit dieser Stunde wuchs die Angst wie ein riesenhaftes Angeheuer, und endlich war dieses so groß, daß es Sonja steil von den Gipfeln ihres Kaufsches hinabstieß. Jemandwer sprach sie an und bot ihr Geld. Sie zitterte vor Wut und Scham, ging weg und stand wieder.

Endlich, da ihr die Füße schmerzten und ihr Kopf brannte, trieb sie langsam weiter. Warum er nicht gekommen war, darüber machte sie sich keine Gedanken. Nur die bitteren bösen Antentische der Ironie krochen sie heftig an. Das Lachen sprang in ihren Mund, das kalte, zynische Lachen, das schon jenseits ist. Und auf einmal löste Sonja ihre soziale Rot, auf einmal, da sie in helle Türen schauen sollte, kam ihr das hinter ihnen Liegende verlodend und einzig vor, auf einmal brachen ihr jahrelanges Ausgestoßensein, ihre Armut über sie her wie ein schäumender Gebirgsbach. Fehndlich starrten sie die Wände ihres Stübchens an. Aus dem Spiegel grünte ihr eine Frage entgegen: sie selbst! Und wie sie diese Frage ließ, stürzten ihre Blicke auf die Bluse — o, da kam die Angst noch hinzu und schwankte ihre roten Fahnen. Große Lichter tanzten, das Karussell drehte sich, plötzlich flog ihr ganzes Leben vorbei, festsam fern und unnahbar, dann irrlichterte die letzte Zeit, und dann morgen — morgen! — ein Kreisen war es, ein Bahnhöh . . . und da wurde Sonja schließlich selbst zum Kreisel und drehte sich in einer einzigen Spirale aus dieser Welt, die am Morgen in einer zum Strick malträtierten Bluse eine Leiche fand.

Vor dem Antlitz Buddhas.

Von Ferdinand Ossendowski.

Also lag nun endlich der Sitz des Lebenden Buddha vor mir. Am Fuße des Bogdo-ol erhebt sich ein weißes tibetatisches Gebäude, das mit grünblauen, in der Sonne glühenden Ziegeln bedeckt ist. Inmitten von Baumgruppen liegt es neben den phantastischen Dächern von Opferschreinen und kleinen Kapellen prächtig da. An der dem Berg abgekehrten Seite ist es durch eine lange, über den Lotalfluß führende Brücke mit der Stadt der Mönche verbunden, die im ganzen Osten als La Kure geheiligt ist. Hier wohnen ganze Scharen zweitrangiger Wundertäter, Propheten, Zauberer und heilkundiger Aerzte. Alle diese Leute haben göttlichen Ursprung und werden als lebende Götter verehrt. Zur Linken liegt auf einer flachen Erhöhung ein altes Kloster mit einem ungeheuer hohen dunkelroten Turm. Dieses Kloster ist bekannt als „Tempel Lamas Stadt“. Es enthält eine riesenhafte vergoldete Bronze-Statue Buddhas, die auf einer vergoldeten Lotusblume sitzt. Viele kleinere Tempel, Opferschreine, Obo, offene Altäre, Türme für astrologische Zwecke und der graue, aus einstädtigen Häusern und Türten bestehende Stadtteil der Lamas, in dem ungefähr sechzigtausend Mönche jeden Alters und aller Rangstufen wohnen, Schulen, heilige Archäologengebäude und Bibliotheken, die Häuser der Bandi und die Gasthöfe für die geehrten Gäste aus China, Tibet und den Ländern der Burjatten und Kalmücken bilden die eigentliche Mongolenstadt.

*

Nach unserem Mittagmahl sagte der General, er wolle mich dem Lebenden Buddha vorstellen. Da es sehr schwierig ist, eine Audienz beim Lebenden Buddha zu erhalten, so war ich über die mir gebotene Gelegenheit sehr erfreut. Unser Automobil fuhr bald am Eingangstor der dem Palast des Gottes umgebenden rot und weiß gestreiften Mauer vor. Zweihundert Lamas in gelben und roten Roben rannten herbei, um den Dschian Dschün, den General, mit unterdrücktem respektvollen Geflüster „Khan! Kriegsgott!“ zu begrüßen. Sie führten uns durch eine geräumige Halle, deren harte Linien durch das Halbdunkel gemildert waren. Schwere geschnittene Türen führten in die inneren Teile des Palastes. In der Tiefe der Halle stand ein Dais mit einem mit gelben Seidenstoffen bedeckten Thron. Der Rücken des Thrones hatte ein rotes Feld mit goldenem Rande. Vor dem Thron stand ein langer, niedriger Tisch, an dem acht mongolische Edle saßen. Ihr Vorgesetzter war ein sehr ehrwürdiger alter Mann mit klugem, ehrwürdigem Gesicht und großen, durchdringenden Augen. Seine Erscheinung erinnerte mich an die Holzbildnisse buddhistischer Heiligen mit Augen aus Edelsteinen, die ich früher einmal in dem kaiserlichen Museum von Tokio gesehen hatte.

Dieser Mann war der Hutuktu (Heiliger) Sahantfi, der Vorsitzende des mongolischen Ministerrats, ein Mann, der weit über die Grenzen der Mongolei hinaus Berehrung genoss. Die übrigen Anwesenden waren Minister, Khane und die höchsten Fürsten von Kachtha. Sahantfi Hutuktu lud Baron Ungern ein, an seiner Seite Platz zu nehmen. Für mich wurde ein europäischer Stuhl herbeigebracht. Baron Ungern kündigte dem Ministerrat durch einen Dolmetscher an, daß er in wenigen Tagen die Mongolei verlassen würde, und ermahnte die Minister, die für die Nachfolger Dschingis Khans erworbene Freiheit zu schützen, denn des großen Kaisers Seele lebe noch immer und fordere von den Mongolen, daß sie erneut ein mächtiges Volk würden und alle asiatischen Königreiche, die er einst regierte, zu einem einzigen großen mittelasiatischen Staat vereinigten.

Von dem Ratszimmer begaben wir uns sogleich zu dem im russischen Stil gebauten Hause, das der persönliche Wohnort des Lebenden Buddha ist. Das Haus war gänzlich von einer Schar roter und gelber Lamas umringt, Dienern, Räten des Bogdo, Beamten, Wahrsagern, Doktoren und Günstlingen. Zu der Außenmauer des Palastes führte von dem Eingangstor dieses Hauses ein langes rotes Seil, dessen Ende außen über die Mauer hinabhing. Scharen von Pilgern pflegten auf ihren Knien und einem dort stehenden Mönch ein Seidenstück oder ein Stückchen Silber zu geben. Die Berührung des Seilendes, dessen inneres Ende sich in der Hand des Bogdo befindet, stellt eine direkte Verbindung mit dem heiligen wiedergeborenen Lebenden Gott dar. Man glaubt, daß ein Strom des Segens durch das aus Kamelwolle und Pferdehaar bestehende Seil zu den Betenden hinausfließt. Jeder Mongole, der das mystische Seil berührt hat, trägt zum Zeichen seiner vollbrachten Pilgerfahrt ein rotes Band um den Hals.

Ich hatte sehr viel über den Bogdo Khan gehört, bevor mir die Gelegenheit gegeben wurde, ihn zu sehen. Ich hatte gehört, wie stark er dem Alkoholgenuss zuneige, der für seine Erlösung verantwortlich sei, wie sehr er äußerlich die westliche Kultur liebe, und daß er mit seiner Frau, die in seinem Namen zahlreiche Delegationen und Boten empfangt, tief in den Westen zu blicken pflege.

In dem Zimmer, das der Bogdo als sein privates Arbeitszimmer benutzte, befanden sich zwei Lamasekretäre, die hier Tag und Nacht die Truhe zu bewachen haben, in der seine großen Siegel bewahrt werden. In dem Raum herrschte strengste Einfachheit.

Als wir eintraten, war der Lebende Buddha in dem kleinen privaten Gebetschrein, der sich in dem anstoßenden Zimmer befand.

Niemandem ist es gestattet, dieses Zimmer zu betreten außer dem Bogdo selber und einem Lama, dem Kanpo-Gesong, der die Tempelarrangements zu besorgen und dem Lebenden Buddha bei seinen einsamen Gebeten zu assistieren hat. Einer der Sekretäre sagte uns, der Bogdo sei heute früh sehr erregt gewesen. Mittags sei er zu dem Schrein gegangen.

Eine lange Zeit konnten wir die Stimme des Hauptes der Selben Lehre im ersten Gebet hören. Dann wurde eine andere unbekannt Stimme klar vernehmbar. In dem Schrein hatte eine Unterredung zwischen dem Buddha der Erde und dem Buddha des Himmels stattgefunden — so erklärten es uns wenigstens die Lamas.

Nach einer halben Stunde zeigten die Lamasekretäre plötzlich Zeichen großer Furcht. Sie lauften neben dem Eingang zu dem Schrein. Dann fielen sie mit den Gesichtern auf den Boden. Die Türe öffnete sich langsam. Der Kaiser der Mongolei, der Lebende Buddha, Seine Heiligkeit Bogdo Dschefung Damba Hutuktu, der Khan der Äußereren Mongolei, trat ein. Er war ein bieder alter Mann mit einem ernstesten plattirisierten Gesicht, das mich an die Kardinäle der katholischen Kirche erinnerte. Er trug einen mongolischen Rock aus gelber Seide mit schwarzer Borde. Die Augen des blinden Mannes standen weit offen. Furcht und starres Erstaunen waren in ihnen ausgedrückt. Er sank schwerfällig in den Lehnstuhl nieder und flüsterte: „Schreib!“

Ein Sekretär nahm sogleich Papier und einen chinesischen Schreibpinsel zur Hand. Der Bogdo diktierte die soeben gegebene Vision, die sehr verwirrt und nichts weniger als klar klang.

Der General stellte mich dem Bogdo vor, der als Zeichen des Grußes den Kopf neigte. Der General und der Bogdo sprachen leise miteinander. Durch die offene Türe sah ich einen Teil des Gebetschreines. Ich konnte einen großen Tisch mit einem Haufen Bücher, von denen einige offen waren und andere auf der Erde lagen, ein Kohlenbecken mit rotglühender Holzkohle und einen Korb, der die Schulterblätter und Gebärme eines Schafes zum Wahrsagen enthielt, erkennen. Bald erhob sich der Baron und verbeugte sich vor dem Bogdo. Der Tibetaner legte dem Baron die Hände auf den Kopf, indem er dabei ein Gebet flüsterie. Dann nahm er von seinem eigenen Hals einen schweren Korb und hängte ihn dem Baron um.

„Sie werden nicht sterben, sondern in der höchsten Form der Beweisen wiedergeboren werden. Denken Sie daran, Wiedergeborener Kriegsgott, Khan der dankbaren Mongolei.“ Es wurde mir klar, daß der Lebende Buddha den „blutigen General“ vor seinem Tode segnete.

Ein merkwürdiges Buch ist zu uns aus Amerika gekommen. Ferdinand Ossendowski, der in russischen Diensten in Sibirien tätig war, hat seine Erlebnisse während der roten Revolution darin geschildert. Sie lesen sich wie ein Abenteuerroman, aber sie geben unergreiflich viel mehr über Land und Leute in Sibirien und Tibet und vor allem in der Mongolei. Die lamaische Wunderwelt wird hier vor uns aufgetan, und die seltsame Gestalt des antischwissenschaftlichen russischen Barons Ungern-Gernberg, des Organisators der Mongolei, lebendig vorgeführt. Das Buch ist in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: „Tiere, Menschen und Götter“ in der Frankfurter Societätsbucherei erschienen.

Eulenspiegel Nasrüdins Kessel.

Einmal hat Nasrüdin seinen Nachbar, ihm einen Kessel zu borgen, damit er seinen Gästen Pilaf kochen könne. Diesen Kessel stellte er am nächsten Tage wieder zurück und brachte obendrein dem Nachbarn noch ein kleines Kesselfchen.

„Was soll es mit diesem Kesselfchen?“ fragte der Nachbar.

„Ei, du Dummkopf,“ antwortete Nasrüdin, „dein Kessel ist doch ein Weibchen und sieh, es hat bei mir entbunden und dieses kleine Kesselfchen zur Welt gebracht.“

Das gefiel dem Nachbar nicht übel und er trug mit Vergnügen beide Kessel nach Hause.

Nach einiger Zeit hat Nasrüdin seinen Nachbar wieder, ihm den Kessel zu borgen. Der Nachbar brachte den Kessel und sprach: „Es kommt mir so vor, als ob der Kessel wieder schwanger wäre und wie es scheint, mit Zwillingen. Wenn daher Nachwuchs bei der Kesselfamilie erscheint, so liefere mir alles ab.“

Es verging ein Monat, aber Nasrüdin stellte den Kessel nicht zurück. Da kam der Nachbar und fragte, warum er den Kessel nicht zurückbekomme.

„Ach, dein Kessel ist unter fürchterlichen Schmerzen gestorben und es ist zu keiner Entbindung von Zwillingen gekommen,“ antwortete Nasrüdin.

„Kann denn ein Kessel sterben?“ schrie entrüstet der Nachbar. „Es ist besser, wenn du mir ihn gutwillig zurückgibst.“

„O, du Dummkopf,“ erwiderte Nasrüdin, „wenn du geglaubt hast, daß dein Kessel Kinder gebären konnte, so mußt du auch glauben, daß er sterben kann. Geh und sei in Zukunft klüger!“

(Aus dem jüngsten Bande der „Märchen der Weltliteratur“: „Märchen aus Turkestan und Tibet“. Verlag Eugen Diederichs, Jena.)

An Fichtes Wiege.

Von Edgar Hahnwald.*)

Ein Novembertag. Ein schneeloser, schneidend kalter Novembertag.

Bischofswerda stand starr und erfroren, der Kälte preisgegeben. Die Häuser drängten sich regungslos aneinander, durch die kalten Gassen schnitt der Wind.

Die gebuckelten Hügel zogen als kahle Kulissen ringsum — als blasse Schatten der sommerlichen Hügellandschaft, die Stendhal entzückte, als er im Gefolge Napoleons von Dresden her der Schlacht bei Bautzen entgegenzog.

Rundum lag die Landschaft in einer graubraunen, grauen Farblosigkeit.

Wir flogen über den Butterberg, einen kleinen bewaldeten Hügel nahe bei Bischofswerda.

Durch mageres Stangenholz und Jungfichtenschläge schlängelt sich ein Pfad hinab ins Ackerland. Auf Feldrainen geht man zwischen gefrorenen Sturzätern hin, an raschelnden Buschrändern entlang, kommt in einen dünnen Bauernwald und sieht dann zwischen den Stämmen hindurch jenseits der Felder ein Dorf vor sich liegen: **R a m m e n a u.**

Klein, bedeutungslos liegt es im Novembergrau im Bogen um einen großen, winterlich kahlen Teich.

Es ist ein eigenartiger Eindruck: man kam durch dürftigen Wald, über kahle Felder — und da liegt ein weltvergessenes Dorf, von grauen Nebeln umhaucht, von fernstehenden Hügeln von aller Welt abgeschieden, an einem kalten Teich. Und aus diesem lichtlosen Dorfe ging der Mann hervor, auf den Deutschland, auf den Europa hörte — in diesem Rammenau wurde Johann Gottlieb Fichte geboren.

Man schreitet auf das Dorf zu und weiß im voraus: natürlich lebt in dieser grauen Verlassenheit keine Erinnerung an den großen Sohn — und man findet ein Dorf, schmutz, mit reinlichen, farbigen Fachwerkhäusern, und mitten im Dorf zwischen einem Obstbaum und einer Zypresse ein Fichte-Denkmal.

Der mächtige Kopf, überlebensgroß, in dunkler Bronze, auf einem steinernen Block über einer geschwungenen Steinbank, blickt auf die Stätte, an der einst das Elternhaus stand.

Hinter dem dunklen Haupte schwebte die Sonne, von ihm bedeckt, den Kopf umstrahlend — es war, als ginge noch von diesem Bronzehaupte aus ein Licht, ein heller Schein in die Welt.

Wahrhaftig: Rammenau hat ein Fichte-Museum!

Das Schloß liegt hinterm Dorfe, am Ende einer hohen, festlichen Lindenallee. Ein schönes, weißes Schloß in ländlich heiterem Barock, umrahmt von einem Park mit kostbaren Koniferen, mit Benußstiefeln und Douglastannen.

In diesem Schlosse entschied sich einst Fichtes Geschick. Freiherr Ernst Haubold v. Milik, der Freund Geikerts, wollte damals als Gast des Grafen v. Hofmannsegg im Rammenauer Schlosse. Infolge seiner verspäteten Ankunft versäumte er die Predigt des Pfarrers Diendorf, die er gern hören wollte. Als er das Versäumnis bedauerte, sagte man ihm, halb im Scherz, daß ein Junge, der Sohn eines Wandwärters, im Dorfe sei, der das Talent habe, eine gehörte Predigt wiederzugeben. Milik ließ den Knaben rufen, und der kleine Johann Gottlieb Fichte kam, im leinenen Kittel, mit einem Blumenstrauß und sprach dem Grafen und der Gesellschaft, diesen und jene fast vergessend, die Predigt vor. Der Knabe sprach, von innerem Feuer durchleuchtet, vom Zufließen der Gedanken bewegt, bis ihn der Hausherr unterbrach, weil ihm die ernstesten Gegenstände der Predigt wenig in die fröhliche Stimmung der Gesellschaft zu passen schienen. Vielleicht auch, weil es ihn seltsam beirrte, seine Gäste von einem achtfährigen Gänsejungen derart bezwungen zu sehen.

Diese merkwürdige Stunde entschied über Fichtes Zukunft. Milik holte den Sohn des armen Wandwärters auf sein Oberauer Schloß und ließ ihn die Meißner Stadtschule, später aber die Fürstenschule Pforta bei Naumburg besuchen.

Des Vaters kühnster Traum war es gewesen, seinen Sohn dereinst als Pfarrer des Dorfes in der kleinen Kirche der ganzen Gemeinde den Segen sprechen zu hören. Davon träumte er, wenn der siebenjährige Gottlieb der Familie das Abendgebet vorlas. Und um den Sohn für seinen Fleiß zu belohnen, brachte ihm der Vater einst aus Bischofswerda die Historie vom hürnenen Siegfried mit. Es war das erste Buch außer Bibel und Gesangbuch, das dem Knaben in die Hände kam. Und es erfüllte ihn so, daß er darüber im Bernen nachließ und deswegen bestraft wurde. Da entschloß er sich, das geliebte Buch von sich zu tun. Er nahm es und warf es nach langem Kampfe und mit äußerster Selbstüberwindung in den Dorfbach. Aber als es dahinschwamm, weinte er bitterlich. So fand ihn der Vater, der den Verlust des Buches als nichts anderes als

*) Wir entnehmen diese Schilderung dem Buche Sächsisches Landschaften von Edgar Hahnwald, der als 3. Band der Heimatbücherei im Verlage des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz in Dresden erschienen ist. Es enthält 27 verschieden abgegrenzte Schilderungen sächsischer Städte, Landschaften und Menschen!

eine Vernachlässigung seines Geschenkes ansah, und er bestrafte den Sohn mit ungewöhnlicher Härte. Später aber, als das vergessene war, kaufte er ihm ein ähnliches Buch, um den Sohn zu erfreuen. Aber da wollte dieser es nicht annehmen, und um nicht neuen Versuchungen zu unterliegen, hat er, das Buch lieber seinen Geschwistern zu schenken.

So stark regte sich in diesem still gearteten Knaben schon der spätere unbeugsame, geradeaus denkende Mann Fichte, als der Vater noch davon träumte, dereinst der Vater eines Dorfpfarrers zu sein.

Die Spuren des Elternhauses in Rammenau hat die Zeit getilgt. Nur einige ehrwürdige Reste bewahrt das kleine Heimatmuseum.

In einer Ecke liegen in verglasten Kästen die Fichte-Andenken: Bilder seiner Eltern, Bilder und Briefe von ihm und von Zeitgenossen, eine Stammtafel seines Geschlechts, vom Postagenten mit unglücklicher Geduld geschrieben, Erstausgaben seiner Werke. Es sind kleine Dinge, aber man betrachtet sie, erfreut durch die pietätvolle Liebe, die das alles zusammentrug, der noch ein winziges Zettelchen teuer war.

Zwei Gegenstände dieser kleinen Sammlung betrachtet man mit stärkerer Bewegung: die hölzerne Wiege und die bäuerliche Uhr aus Fichtes Elternhaus. Uhr und Wiege — diese beiden Symbole menschlichen Kommens, Daseins und Vergehens blieben erhalten. Die Wiege, die Fichtes erste, unbewußte Atemzüge umschloß, und über die sich seine Mutter neigte, ahnungslos, wessen Mutter sie geworden, und die Uhr, die die Stunden seiner Kindheit abzählte. Unwillkürlich bringt man die Wiege zum Schwingen und sieht sinnend in dieses erste Gehäule eines Menschen, auf dessen Stimme eine Nation hörte.

Als wir im winterabendlichen Dunkel, vom Novembersturm rauh umbraust, unter den Sternen dahin, über wogende Feldhöhen und an nachbleichenden Gewässern vorüber nach Großharthau schritten, klang der gläserne Blockenschlag der Uhr im Ohre nach wie eine helle Mahnung, daß die Ideale, die Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation seinem Volke als Ziel setzte, in unseren Tagen erneut und dringlicher denn je auf Erfüllung drängen: Bildung nicht als auswendig zu lernendes Wissen, sondern als Erziehung des ganzen Menschen, und nicht als Sonderrecht einzelner Stände, sondern als Angelegenheit der Gesamtheit des Volkes zu betreiben.

Büchertisch

Lessings Werke in acht Teilen. Unter Mitwirkung von Gustav Kettner, Richard W. Meyer und Arnold Zehme, herausgegeben von Theodor Matthias. Hesse u. Becker, Leipzig, 5 Bände. Der Verlag der Deutschen Klassikerbibliothek löst mit dieser Ausgabe eine Ehrenschuld ein: seine alte Lessing-Ausgabe genügt den Anforderungen nicht mehr, die wir heute zu stellen berechtigt sind. Das von Theodor Matthias unter Mitwirkung von drei anderen Gelehrten herausgegebene Werk ist, um es kurz zu sagen, die Lessing-Ausgabe für weitere und weiteste Kreise. In acht Teilen wird alles gegeben, was von Lessing lebendig geblieben ist. Neben den Gedichten und den wunderbar prägnanten Fabeln finden wir die Jugenddramen und die fünf klassischen Werke „Miß Sara Sampson“, „Philotas“, „Minna von Barnhelm“, „Emilia Galotti“ und „Nathan der Weise“. Die in den Schulen gelesenen kritischen Hauptchriften „Hamburgische Dramaturgie“ und „Laokoön“ sind in mustergültiger Form vertreten; der „Laokoön“ enthält als wertvollen Anhang die für Lessings Schaffen bedeutamen Entwürfe. Vollständig erhalten wir auch die „Briefe, die neueste Literatur betreffend“, bekanntlich eins der wichtigsten Zeugnisse für die Literaturentwicklung im 18. Jahrhundert. Die Horaz-Schriften, eine glückliche Auswahl aus den antiquarischen Briefen, die schöne Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ und die lange Reihe der theologischen und philosophischen Schriften vervollständigen das Bild des streitbaren Kritikers und machtvollen Reformators. Mit Anerkennung ist schließlich der reichen Auswahl aus Lessings Briefen zu gedenken. Das Lebensbild (aus der Feder des Herausgebers), die Einleitungen und die sorgfältigen Anmerkungen: alles steht auf der Höhe der heutigen Forschung und wird vielen erwünschte Aufklärung geben. Der Text kann als mustergültig und vorbildlich bezeichnet werden.

R. D.

Bruno H. Bürgel, „Menschen untereinander“ und „Im Garten Gottes“. (Beide im Verlag Ullstein, Berlin.) Im ersten Buche spricht der Verfasser von Menschen, wie sie sind, zu Menschen, wie sie sein sollten. In 16 gut geschriebenen Aufsätzen zur Lebensführung. Vieles, aber nicht alles können wir unterschreiben. An mehr als einer Stelle wendet Bürgel sich gegen die „Masse“. Gerade er, der seine Biographie „Vom Arbeiter zum Astronomen“ schrieb, hätte das Problem vorsichtiger und tiefer fassen müssen. Und inzwischen dürfte ihn auch die Haltung der „Masse“ an Rhein und Ruhr im guten Sinne ruhig gemacht haben. Ausgezeichnet ist dagegen das zweite Buch, abgesehen vom Titel, denn der Verfasser führt uns „Im Garten Gottes“ keine Gewächse, sondern abgeschlossene Bilder aus der Geschichte der Erdoberfläche, der Sonne und Gestirne und einschlägigen Gebieten vor. Hier ist der Astronom, Physiker und bewährte Beherrscher vollstündlicher Darstellung in seinem Element. Ein Buch auch für lernfreudige Arbeiter und Volksbüchereien!

R. D.

Wildgänse als Höhenflieger. An der Nordseeküste kann der Wanderer, der in der Abenddämmerung eines Wintertages keine Straße zieht, oft leise trächzende Stimmen hören, die hoch aus den Wolken zu kommen scheinen. Bei klarem Wetter kann er beim Schein des Vollmonds wohl auch einen Schwarm von Vögeln sehen, die in keilförmigem, die Gestalt eines V zeigenden Fluge hoch oben dahinziehen und deren Silhouette sich einen Augenblick lang vom Himmel abhebt. Die schreienden nächtlichen Wanderer erscheinen dem Auge deshalb so klein, weil sie in gewaltiger Höhe fliegen. In Wahrheit handelt es sich um die größten aller Zugvögel. Es sind Wildgänse, die betrent und bewacht von den beiden Flügel des Juges stanktierenden Führern dahinziehen, bis sie eine günstige Futtergelegenheit entdeckt haben. Sie haben eine Reihe von Tausenden von Weilen hinter sich. Kommen sie doch aus den arktischen Regionen, die sie, wenn der strenge Frost sie der Futtergelegenheit beraubt und mit Hungersnot bedroht, verlassen, um wärmere Länder aufzusuchen. Sie erreichen die Nordseeküste zumeist im Spätherbst oder zu Anfang des Winters und bleiben hier, bis der Frühling kommt, um dann zur Rastgelegenheit Norwegen und die Polarländer aufzusuchen. Wildgänse sind im Flug ungleich ausdauernder als andere Zugvögel und erreichen Höhen, die minder kräftigen Fliegern unerreichbar sind. Dafür erbrachte jüngst eine Photographie bemerkenswerten Beweis, die auf einem großen Observatorium aufgenommen wurde, um einen schwarzen Punkt, den man beobachtet hatte, festzustellen. Als die Photographie dann vergrößert wurde, bemerkte man mit Staunen, daß dieser angebliche Sonnenfleck nichts anderes war als ein Schwarm von Wildgänsen, die in der gewohnten keilförmigen Ordnung am Himmel dahinzogen. Unter Zugrundelegung der bekannten Flugschnelligkeit der Vögel konnte man leicht feststellen, daß sie in einer Höhe von rund 10000 Metern vom Boden aus gerechnet, dahinfliegen, in einer Höhe, die die des Mount-Everest-Gipfels noch um etwa 2000 Meter übersteigt.

Naturwissenschaft

Geschützte Büffel. Kürzlich ist hier, wie erwähnt, ein Verein zur Erhaltung des Büffel gegründet worden. In ähnlicher Lage war Amerika schon lange. Die stilklichen Büffelherden waren durch rücksichtslose Pelzjäger so zusammengeschossen worden, daß das Aussterben des Büffels in Sicht war. Da gelang es der kanadischen Regierung, vor 16 Jahren eine Herde von 716 Tieren in die Hand zu bekommen, wohl die letzte dieser Größe, die existierte. Die Tiere wurden in dem großen Naturpark Wainwright, Alberta in Kanada, angesiedelt und erfreuten sich dort allen Schutzes und verhältnismäßiger Freiheit. Die Folge war, daß die Zahl in den 16 Jahren seither sich auf 8300 Tiere vermehrte. Es wurden zahlreiche Büffel an andere Naturparks in Kanada, in den Vereinigten Staaten, auch an Zoologische Gärten abgegeben. Aber trotzdem waren der Tiere zuviel geworden. Die Naturfreunde standen vor der festsamen Tatsache, daß dieses mit dem Untergang bedrohte Tier jetzt im Ueberflusse vorhanden war, wenigstens wenn man den beschränkten Raum eines Naturparks berücksichtigt. Es mußten also 2000 Stück der geschützten Büffel abgeschossen werden, damit die anderen leben konnten. Das geschah. Natürlich wurde Fleisch, Häute, Hörner und sonstige Teile der geopferten Tiere rationell verwertet. Der Naturschutz entwickelt sich also sogar zu einer Einnahmequelle.

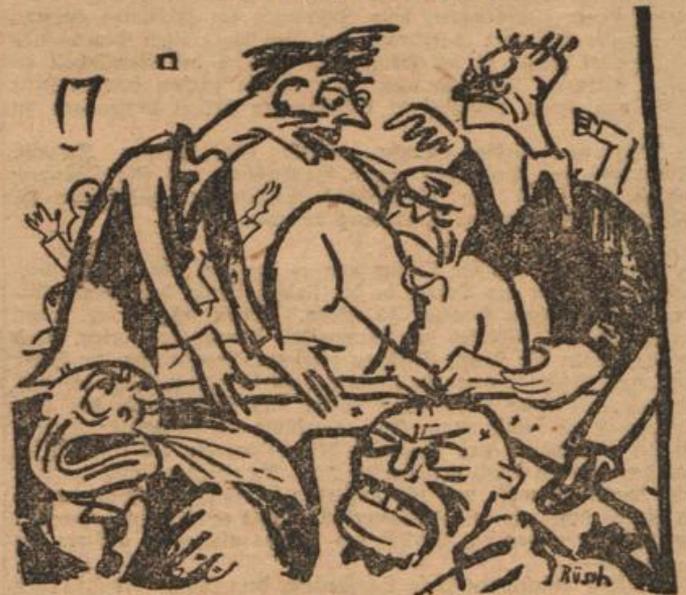
Der Meteorkrater in Arizona. In dem nordamerikanischen Territorium Arizona liegt in einsamer Steppe ein Krater, der die Aufmerksamkeit der Astronomen und Geologen plötzlich auf sich zog, als in seiner Nähe Eisenstücke meteorischen Ursprungs gefunden wurden. Da nämlich der Krater in einer völlig vulkanischen Gegend liegt, kam man bald auf die Vermutung, seine Entstehung könne mit dem Meteoritenfall zusammenhängen. Noch eine andere Tatsache gab Veranlassung zu dieser Anschauung. Die Gesteinschichten an den Kraterwänden sind aus der ursprünglichen wagerechten Lage, wie man sie etwa 300 Meter unter dem Kraterboden unverändert vorfindet, steil aufgekippelt, so daß der Krater eigentlich nur durch eine Explosion der oberen Felschichten entstanden sein kann. Aus Art und Lagerung des meteoritischen Eisens selbst lassen sich leider nur unsichere Schlüsse auf die Entstehung des Kraters ziehen, da ein großer Teil der Meteorite von unberufener Hand fortgeschleppt worden ist, ehe Fachgelehrte von der Fundstelle Kunde erhielten. Auch durch Bohrungen im Innern des Kraters hat man nicht größere Eisenmassen feststellen können, wie sie zum unmittelbaren Nachweis des meteoritischen Ursprungs erforderlich gewesen wären; doch kann man dem immerhin entgegenstellen, daß durch die ungeheure Hitze, die beim Eindringen des kosmischen Körpers in den Felsboden entstanden ist, sicher ein großer Teil des Eisens zum Bergasen gebracht worden ist. Jedenfalls haben die technischen Leiter der Bohrungen einwandfrei festgestellt, daß in der Umgebung des Kraters, der übrigens ganz die Form eines Granattrichters zeigt, weit und breit bis zu einer Tiefe von fast 500 Meter keine Spur von vulkanischer Tätigkeit zu finden ist und daß nach der Lagerung von Eisen und Gestein der Krater zur Zeit des Meteoriteneinfalles entstanden sein muß. Damit scheint also der meteoritische Ursprung der festsamen Vertiefung ziemlich zweifellos festzustehen, namentlich nachdem sowohl Astronomen als auch Physiker eine derartige Entstehung für durchaus möglich erklärt haben.

Was enthält das Erdinnere? Nach den Ergebnissen der Seismik erklärt G. Lamman vom Institut der physikalischen Chemie zu Göttingen, besteht die Erde aus einem Mantel von 1500 Kilometern Dicke und der Dichte 2,9; diesem folgt eine mittlere Schicht von 1400 Kilometern Dicke und der Dichte 5,6 und unter ihr liegt der Kern mit einer Dichte von 9,8. Abgerundet kann man sich also die Erde als einen Ball von spezifischem Gewicht 10 vorstellen, um den zwei Schalen von etwa gleicher Stärke (jedesmal 1500 Kilometer) gelegt sind. Die innere Schale hat ein spezifisches Gewicht von etwa 6, die äußere von 3. Das ist die Dichtigkeit unserer gewöhnlichen Steine und Erden. Es ist daraus zu schließen, daß der äußere Mantel, wie wir ja auch sonst wissen, hauptsächlich aus Silikaten, die mittlere Schicht aus Sulfiden der Schwermetalle und der Kern aus Metallen besteht. Die Erde gleicht also in ihrem Aufbau dem stüßigen Inhalt eines Liegels, in dem sich unter einer Schicht von Schlacken (Silikaten, Kieselerdeverbindungen) eine Schicht von Sulfiden (Schwefelverbindungen) und unter dieser eine metallische Schicht befindet. Dieser Metallkern besteht wahrscheinlich zu 88 Proz. aus Eisen, zu 8 Proz. aus Nickel, zu 3 Proz. aus Phosphor- und Schwefelisen und nur zu 1 Proz. aus edleren Metallen, Gold, Platin, Iridium ustr. Darüber waren bekanntlich leghin übertriebene Phantasien verbreitet.

Himmelskunde

Wie man Blitze zählt. Die Meteorologie hat sich in neuester Zeit viel mit der Häufigkeit der Blitze beschäftigt und eine ganze Reihe gutbeglaubigter Zahlen festgestellt, worüber Prof. Kahner in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ berichtet. Man kann die Blitze auf verschiedene Weise zählen. Das geht bei uns und in den nördlichen Ländern, wo die Zahl der Blitze meist nicht allzu groß ist, sehr viel leichter als in den tropischen Ländern, wo sie Zug auf Zug folgen. Damit man sich nicht verzählt, ist es am besten, eine handvoll Erbsen in die Hand zu nehmen und bei jedem Blitz eine in ein Gefäß fallen zu lassen. Wer eine Schreibmaschine hat, kann bei jedem Blitz immer denselben Buchstaben tippen. In England wird zum Blitze zählen das Brontometer benutzt. Das ist ein Dosenbarometer, das die Schwankungen des Luftdrucks auf einem um eine Walze gelegten Papierstreifen in zehnmal vergrößertem Maßstabe aufzeichnet; der Streifen läuft um 25 Zentimeter in einer Minute vorwärts. Man geht von der Erfahrung aus, daß jedem Blitz eine kurze Luftdruckschwankung folgt, die sich an dem Brontometer bemerkbar machen muß. In London fand man so bei Beobachtungen in den letzten 14 Jahren, daß durchschnittlich 12 Blitze in der Minute herniederzuden; es wurden aber auch bis zu 50 Blitze in der Minute festgestellt. Bei einem sechsständigen schweren Gewitter wurden insgesamt 6924 Blitze gezählt. Eine starke Zunahme der Blitze vom Pol zum Äquator ist allgemein beobachtet. Ein einziges schweres Gewitter in den Südalpen liefert mehr Blitze als sämtliche Gewitter in zwei Jahrzehnten im Norden Europas. Bei einem Gewitter in Kärnten zählte man in 14½ Minuten nur in Süd und Südwest 1000 Blitze; in Athen fand der Direktor der Sternwarte, Schmidt, in einer Stunde 7000 Blitze, und in den Berichten aus den Tropen werden die Gewitter der Regenzeit als ein ununterbrochenes Feuerwerk geschildert. Der Regen bringt hier durch Ferkung der Luft salpetrige Säure herab und düngt die Erde damit so reichlich, daß der üppige Tropenwuchs der Pflanzen möglich wird.

Bayerisches Jdyll.



Wie in der Ordnungszelle die „nationale Republik“ konstituiert wurde.